

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(27. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Tatü! Tata! Rrrrrr! Pst! Pst! Pst! Mit dem feineren Rasse eigentümlichen Höllenlärm landete das Benzinroß wieder vor der Türe des Seehauses. Guttrune, obwohl im obersten Stockwerk beschäftigt, war schon zur Stelle, als Kurt abstieg und dem waderen Bichelberger Schlossermeister, der den Ritt auf dem Soziositz mitgemacht hatte, half, seine arg durcheinander gerüttelten Habseligkeiten zu sammeln. Herr Reichenbach, der, die Hände auf dem Rücken gefaltet, seit längerer Zeit unruhig auf und ab geschritten war, eilte ebenfalls herbei, und Gina kam mit gerötetem Gesicht aus der Küche geschossen. Alle redeten laut und aufgeregt durcheinander, denn sie konnten sich nicht recht einigen, ob man gleich an die Öffnung der Spulkammer gehen oder die Rückkehr Doktor Mohrs abwarten wollte, der inzwischen die Polizeistation verständigt haben würde. Man beschloß endlich vergleichsweise, daß dem braven Bichelberger Handwerksmann erst ein kleiner Imbiß geboten, dann aber unverzüglich ans Werk gegangen werden sollte.

Ehe die ganze Gesellschaft das Haus betrat, löste sich eine graue Gestalt, die, atemlos hinter die Türe gequetscht, dort still wie ein Mäuslein ausgehalten hatte, und flog unhörbar die Treppe hinauf, geradewegs in Westhoffs Zimmer. Es war höchste Gefahr im Verzug, man mußte ihn warnen, wenn er es auch nicht verdient hatte. Ohne anzuklopfen, glitt sie rasch in den sonnigen Raum, zog lautlos die Türe hinter sich zu: „Herr Direktor, schnell!“

Da gewahrte sie, daß sie allein war. Sie wartete fünf Minuten, niemand kam! Oho! Er habe zu arbeiten, hatte er ihr gesagt, um sie rasch loszuwerden, als sie ihm vorhin die Päckchen gebracht, die sie in fliegender Eile, aber mit der größten Genauigkeit zusammengestellt hatte: die Ampullen für die Spritze in kleinen, sauberen Kästchen, das noch begehrtere weiße Pulver hübsch gleichmäßig dosiert . . . und alles wie üblich zu zwei Dritteln gemischt mit einem harmlosen Falschpräparat — denn darin bestand eben der Hauptgewinn dieses blühenden Geschäftszweiges. Es war eine mühsame, kribblige Arbeit, wenn die Sache nach was aussehen sollte, aber sie verstand sich darauf, und viele, viele solcher Päckchen waren schon durch ihre flinken Hände gegangen, ehe sie ihre Reise zu den großstädtischen Abnehmern antraten. Dank? Regelmäßige Zahlungen auf das mehrfach erwähnte Bankkonto. Das war alles. Vergeblich nährte sie die kühnsten Wünsche vergeblich bis heute, wo sie sich plötzlich am Ziel gelaubt hatte, um dann die größte Enttäuschung ihres wechselvollen Lebens zu erleiden. Um so empfindlicher traf sie auch jetzt Westhoffs wegwerfende Behandlung. Wo steckte er? Sie sah sich misstrauisch um. Die Altklemappe, in der er vorher gekramt hatte und die seine wichtigsten Papiere enthielt, war weg. Weg auch ihre Päckchen . . . Schnell zu Schrank und Fächern. Überall steckten ehrliche Schlüssel, überall fand sie pedantisch geordnet und unberührt des Direktors Wäsche- und Kleidungsstücke. Er hatte die Ware mit sich genommen. Wozu, wohin? Blistertig suchte der Ver-

dacht in ihr auf: war er jetzt schon ausgerückt und ließ sie in der Tinte sitzen? Ihm nach, ehe es zu spät wurde! Er hatte davon gesprochen, für den Nachmittag einen Wagen zu bestellen. Jetzt aber war weit und breit nur einer zu haben . . . Mit lagenartiger Behendigkeit glitt das graue Fräulein die Treppe hinunter, hinaus und schlug mit sicherem Instinkt den Weg ein, den der Treulose kurz vorher genommen hatte. Sie brauchte ihn nicht zu Ende zu gehen. Von weitem schon sah sie die Torflügel des Stadels offen stehen, sah, wie der hellgraue Daimler sich herausarbeitete und nach Einschaltung des nächsten Ganges der Straße zulenkte. Ja, ihre scharfen Augen erkannten zu allem Überfluß den Mann, der da am Steuer saß. Eine blinde Wut erfaßte sie. Verraten! Aufgeopfert! Zum wievielten Male? Aber sah sie heute wirklich in der Falle? War kein Ausweg? Die droben öffneten jetzt die so sorgfältig gehütete Kammer: sie hatte nicht mehr Zeit gehabt, die Spuren ihrer Arbeit zu beseitigen, weil sie, töricht genug, zuerst daran gedacht, Westhoff zu warnen. Ob es gelang zu leugnen, alle Schuld auf den Entflohenen abzuschieben? Unsichere Aussichten. Lieber fort, schnell fort. Aber wie? Zu Fuß nach Bichelberg, um dort der bereits alarmierten Polizei in die Hände zu laufen? Hinter Westhoff her, der die Richtung nach Obermühl nahm? Den Staub zu schluden, den er aufwirbelte, um ihn selbst doch nicht zu erreichen? Symbol ihrer ganzen Laufbahn, seit er sie als bescheidener Anfänger eine Zeitlang als Weggenossin geduldet und dann nach den ersten großen Erfolgen abgeschüttelt hatte . . .

Mathilde Feldmeier war zäh und klug und nicht zum erstenmal in einer verzwickten Lage. Sie zwang sich zur Ruhe, ließ die flinken Augen im Kreise wandern und hatte bald das Rettungsmittel erspäht.

Sätte Meister Trumm, der Schlosser von Bichelberg, über Westhoffs elegantes Taschenwerkzeug verfügt, so wäre es ihm bedeutend rascher gelungen, die Kammertüre zu öffnen, vor der er nun zum zweiten Male stand. So aber hatte er nichts als den schweren, mittelalterlich anmutenden Bund langer, rostbedeckter Haken und Griffe, die für die ehrlichen Bedarfsfälle eines schlichten Handwerkerlebens genügten, und außerdem unter den linken Arm geklemmt einen ebenfalls rostigen Blechkasten mit allerlei Zangen und Bohrer von gerade so grobem und offenem Charakter. Dies alles breitete er vorerst einmal umständlich auf dem Bretterboden vor der verzauberten Schwelle aus, teils weil er es überhaupt nie eilig hatte, teils weil es ihm gefiel, die Spannung der Szene, deren Mittelpunkt er war, dadurch zu vergrößern. Was sich seit seinem letzten Besuch mit der Kammer zugetragen, hatte er jedoch beim Genuß eines kleinen Frühstüppchens kopfschüttelnd vernommen. Er wußte nur nicht recht, sollte er's glauben? Die Städtischen bildeten sich oft merkwürdige Dinge ein. Andererseits gingen in der Gegend und am Wirtstisch allerlei

...spruch gipfelten, man werde bald was erleben. Meister Trumm war kein Phantast. Aber als er sich, wie ein Artist vor der schwierigen Nummer, im Kreise umjah und die neugierig erregten Zuschauer erblickte: Frau Hollwed und Konrad Reichenbach, das aneinandergeschmiegte Brautpaar, die fichernden Dienstmädchen und nicht zuletzt die beiden Buben, die sich entzündet nach vorn gedrängt hatten — da übertrug sich auch auf ihn die Ansicht, daß er zum Werkzeug wunderbarer Offenbarungen erkoren war.

Er spuckte feierlich in die Hände, rasselte wieder mit dem Schlüsselbund, wählte einen besonders vertrauens-erweckenden Dietrich, steckte ihn in das verhexte Schlüsselloch und suchte ihn darin umzudrehen, nicht ohne ein paar unverfälschte Kernsprüche als Zaubersformeln zu gebrauchen. „Knads“ ging es mit heiserem Ton. Die Feder des Schlosses gab nach, mit einer stolzen Handbewegung öffnete Vater Trumm die denkwürdige Türe, durch die nun ein nüchternes klares Tageslicht auf den dämmerigen Vorplatz fiel: „Alsdann, schaut's nach!“ sagte der Meister.

Die Kammer war leer wie vor einer Woche. Aber es konnte kein Zweifel bestehen, daß sie inzwischen von Menschen betreten worden war, da und dort lagen Papierschnitzel zerstreut, ein Endchen Draht und eine kleine Zange glänzten auf dem Sims, unter dem kleinen Tisch aber, der ans Fenster gerückt worden war, lag in der Ecke ein schwarzer Gegenstand, den Frau Gina mit raschem Griff ans hellere Tageslicht beförderte: es war, darüber gab es keinen Zweifel, Fräulein Feldmeiers bekannter Pompadour, und in seinem Innern steckten, sauber gebündelt, mehrere Päckchen funkelnagelneuer Geldscheine.

Eine tiefe Stille trat ein. Die Zeugen dieser unerwarteten Entdeckung sahen sich an, betragten sich mit stummen ratlosen Blicken. Erst jetzt fiel es auf, daß die bescheidene Dame, die ursprünglich ein so leidenschaftliches Interesse an der verschlossenen Kammer gezeigt, heute fehlte.

Die Überraschung war so groß, daß niemand gleich rechte Worte fand. Wenn Fräulein Feldmeier wirklich mit dem nächtlichen Spuk identisch war — was hatte das zu bedeuten? Was trieb sie hier zu finsterner Stunde, das nicht ebenfogut in ihrem eigenen Zimmer, ja, vor aller Augen geschehen konnte?

Pst! Pst! Pst! Rrrrrrr! durchbrach hier ein wilder Motorenlärm die tiefe Stille. Kurt, der die Stimme seines Rosses unter Hunderten herauszuerkennen behauptete, fuhr zusammen: hier war überhaupt nur das seine vorhanden. Wie kam es, daß es unten vor dem Hause so deutlich Laut gab? Mit einem halberstickten Schrei setzte er die Treppe hinab, die übrige Gesellschaft, aus ihrer Erstarrung erwachend, folgte ihm nach.

Sie kamen eben noch recht, um das merkwürdige Schauspiel zu genießen, wie eine kühne Amozone, die sich, den langen grauen Rock hoch aufgeschürzt, rittlings auf das Motorrad geschwungen hatte und dabei ein paar unerwartet wohlgestaltete, aber zwirnbestrumpfte Beine zeigte, unter Zurücklassung einer blaugrauen Wolke von höllischem Benzingestank über Gras und Moorboden hinweg abtoste.

Den ersten Impuls, hinter der Fahrenden herzu-rennen, gaben sie bald auf. Schon hatte diese in kühner Fahrt die Straße erreicht und verfiel in ein Tempo, das sie bald allen Blicken entzog.

„Ihr nach!“ sagte Kurt trotzdem in verbissener Wut. „Diese Hesel! Wie auf einem Besenstiel ist sie auf meinem guten Rad abgeritten. Ihr Wagen, Herr van Dongern ... Würden Sie mir erlauben? Wenn wir warten bis die Polizei kommt, ist sie über alle Berge. Mit dem Daimler aber hole ich sie ein.“

Zu langen Debatten war keine Zeit. Piet händigte dem jungen Mann bereitwillig seine Schlüssel aus, und die ganze Gesellschaft setzte sich wie ein Festzug gegen den Stadel zu in Bewegung.

„Aber sei vorsichtig. Schatz!“ ermahnte Guttrune.

„Ach was.“ Kurt war voll Hoffnung und sah sich schon als Held des Tages. „In einer halben, spätestens in einer ganzen Stunde habe ich sie. Da ist gar kein Zweifel. Sie entgeht uns nicht.“

„Nimm mich mit!“ bat August, der dem Sturm der Ereignisse mit Begeisterung folgte und nur die Hoffnung kannte, daß es die ganzen Ferien hindurch so weiter gehen möchte. Aber seine Mutter trat zwischen ihn und sein Glück. „Wo denkst du hin? Kurt kann niemanden brauchen.“

„Ich könnte ihm doch helfen, wenn er sie festnimmt“, wagte der Enttäuschte noch zu bitten.

„Du“, sagte die große Schwester wegwerfend. „Du wärst die rechte Hilfe. Auf dich muß ja immer eigens einer aufpassen, daß du keine Dummheiten machst.“ Damit war er abgetan und mußte sich, wenn auch innerlich knirschend, dem Weiberdiktat fügen.

„Ich weiß eine bessere Hilfe für Sie“, sicherte Herr van Dongern und legte seine freie Hand auf Kurts Arm. „Unter den Rücksitzen stecken ein paar gute Revolver. Gesichert. Aber geladen. Für alle Fälle, man kann nie wissen. Sehen Sie, liebe Frau Hollwed, Sie lachen mich immer aus, weil ich Waffen um mich haben will. Aber jetzt ist es doch sehr gut so. Können Sie schiessen, Herr Kurt?“

Guttrune schrie auf und beschwor ihn, keinen Gebrauch von so gefährlichen Dingen zu machen. Kurt aber wehrte lächelnd ab: „Keine Angst. Mit dem Frauenzimmer werde ich auch so fertig. Kleinigkeit: bei dem Wagen.“

Da erstarrte ihm das Wort auf der Zunge. Sie waren an der Biegung des Wiesenpfades angelangt, die den Blick auf die Einfahrt frei gab. Weit offen gähnte das Tor — und mit ein paar Riesenweitsprüngen, die ihn nahe genug brachten, um keinen Zweifel bestehen zu lassen, überzeugte er sich, daß der Daimler, auf dem er Zeit und Raum zu überwinden gedacht hatte, aus dem Stalle war.

Frau Hollwed schrie laut auf. War denn alles gegen sie verschworen? Sie hatte ein Gefühl, als stände sie auf einer kleinen, einsamen Klippe, um die wie ein Meer die ganze Schlechtigkeit dieser Welt brandete. Es stieg und stieg, verschlang einen Gefährten um den anderen; bald würde sie allein dort oben übrig sein, und Martin, ihr natürlicher Beschützer, an den sie sich in der Stunde der Not so gern geklammert hätte, Martin war fort, und wußte nicht einmal, was alles über sie hereinbrach.

Aber Piet, der arme Piet! Sie riß sich von ihren selbstsüchtigen Schmerzen los und eilte auf den alten Afrikaner zu, der ganz versteint mit hilflosem Kinderblick da stand und nur stotterte: „Ich dachte ... es ist eine so ehrliche Gegend!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Schnitter.

(14. Jahrhundert.)

Aus dem Altdeutschen von Walter Meisner

Gras fällt,
O Not,
Wenn der Schnitter Tod
Geht durchs Feld.
Mohn und Dorn
Muß vergeh'n
Wenn die Sichel weh'n
Durchs Korn.

Alles ist Staub und Erd,
O Schmerz- und Herzenspein,
Wenn die heilige Dreifaltigkeit
Durch die Wiesen fährt.
Liebe ist stärker
Denn Tod.
Wann werd ich bei dir sein,
Herre, mein Gott?

Die strenge weiße Linie einer langgestreckten Festtafel, der kalte Glanz des Damastes, die korrekte Symmetrie der Teller, Gläser, Besteck. Vierundzwanzig Herren treten ein. Vierundzwanzig weiße Hemdknöpfe gruppieren sich um die Tafel. Unterschiedlich nur die Art der Gesichter, der Hände, der Ringe.

Auf dem Ehrenplatz sitzt van der Bloos. Breitstirnig, ein Niese. in blauer, scharfeller Blid wirkt wie ein Sturz kalten Wassers ins Gesicht. Die Nase ist streng, lühn, der schmale Mund ebenso, das breite Kinn ist leicht geteilt.

Dieses Bankett ist die Krönung einer von ihm mit Unerbittlichkeit erzwungenen Verschmelzung seines Unternehmens mit einem großen, ihm bis vor kurzem noch feindlichen Konkurrenzkonzern. Zwei Kampfhähne, in denen ihm zuerst Nichtbeachtung, dann Hohn, Feindseligkeit, ja erbitterte Feindschaft und schließlich Angst und berechnete Fügigkeit begegneten, hat er hinter sich. Zuerst war er für diese Dreiundzwanzig da der kleine Mann, der Überhebliche, dessen Konkurrenz man nicht ernst nahm. Schritt um Schritt hat er ihnen seine Machtsteigerung aufgezwungen, bis sie ihn anerkennen und fürchten mußten. Unter seinen Händen — sie liegen jetzt breit, fast wie Taten rechts und links von seinem Teller — ist sein Unternehmen zu einem Weltunternehmen aufgeblüht, wie das nahezu in jedem Augenblick sichtbare schnelle Wachstum einer tropischen Pflanze, gereift von der mächtigen Sonne eines nicht alltäglichen Willens und Eigensinnens. Dazu eine jähe günstige Spekulation, und alle Fäden vereinigen sich in van der Bloos' fehnig zupackender Faust. Nun kriechen diese Dreiundzwanzig vor ihm. Zähneknirschend, aber sie kriechen. Die ihn haßten, mußten sich bequemen, ihn zu Verhandlungen zu bitten. Er hat sich nicht lange bitten lassen, obwohl er diesen Anschluß nun nicht mehr wesentlich brauchte, aber das Geschäft, das durch die Verbindung mit dem immerhin starken gegnerischen Konzern zu machen war, blieb schließlich nicht zu unterschätzend gut, und so hat van der Bloos seinen Augenblick lang die Zwangslage, in die die anderen durch seinen Aufstieg und seine erdrückende Übermacht geraten waren, genießerisch ausgelotet, sondern gleich hart, knapp und klar seine Bedingungen gestellt und die Verhandlungen begonnen. Der Zugus, die Niederlage der Gegner auszutofen, liegt seinem Wesen auch gänzlich fern. Und wer ihn dazu ermuntert hätte, würde nur einen verständnislosen, gering-schätzigen Blick der Narren, sachlichen Augen geerntet haben. Kampf, Sieg und weiter arbeiten, dies ist der Sinn seines strengen Lebens.

Das Essen wird aufgetragen. Samtleise bedienen weißbe-handelschuhte Hände. Der Ehrengast ist wenig und rasch. Er findet den Bankettabend sinnlos. Das Geschäft ist erledigt, unterschrieben, besiegelt. Drei Anwälte der Gegenseite haben sich die Köpfe zerbrochen und sind nicht gegen ihn aufgetreten. Sein Wille frogt in jeder Zeile des umständlichen Vertrages. Wozu nun noch dieses Nachspiel bei zwölf Gängen?

Van der Bloos ist nicht reich geboren. Er hat gekämpft, zuerst um den Dissen, dann um immer bessere Stellungen, dann um die Tochter eines reichen, rauhen Chefs. Ihre Mitgift ist die kleine Basis seines seither ins Ungeheure gewachsenen Reichthums geworden. Er hat in seinem Hause die Gewohnheiten des Klein-bürgers. Kein Dienertrog belästigt seine large Mittagspause. Er nimmt jetzt das falsche Bestek für die Vorpeise. Unauffällig, zart machen zwei leise Bedientenhände, die ein Erbsenbestek ein-schieben, den Fehler gut. Dennoch haben unzählige Augenpaare ringsum es bemerkt. Niemand lächelt. Van der Bloos ist eine Persönlichkeit, er ist mehr: wie ein Fels, wie eine Gewalt thront er dort oben. Seine Fehler sind keine Fehler.

Leiser, singender Klang tönt von einem Sektglaste, an das ein Messer rührt. Ein Herr erhebt sich. Aalglatter, peimlich genau geteilter Scheitel. Verbindlichstes Lächeln über dem schmalen, schlauen Diplomaten-gesicht. Süße Rede, feinversteckte Stacheln, denen, sowie sie auftauchten, mit gespreizten Fingern weiche Rosentüppchen aufgesetzt werden.

Van der Bloos hört nicht hin. Er ist weiter. Alle haben Gabeln und Messer aus den Händen gelegt. Van der Bloos zerteilt mit ruhiger Aufmerksamkeit den Rest einer Fisch-schnitte, die er noch auf dem Teller hat, gewohnt, seinen Teller stets leer zu essen, weil er ihn immer nur mit einer knappen Menge belegt. Endlich schiebt er den Teller fort, gähnt.

Niemand lächelt. Nur der Aalglatte stotzt für einige Augen-blicke in seiner Rede.

Der Geruch von Speisen, Menschen und Alkohol dunstet als länglicher Nebelschwaden über der Tafel. Van der Bloos zerkrümelt Brot. Reden rasseln. Dann tönt das Geräusch der Eßhandhabungen.

Jeder erwartet, daß nun er reden wird, dem das Bankett gilt, denn die Reihe wäre nun an ihm, auf Schneichelhaftes, auf leise Nosthaftes, auf schließlich Persönliches zu antworten, auf geistliche Zukunft anzuklopfen.

Van der Bloos schaut auf seine Uhr. Nicht heimlich unter dem Tisch, sondern ganz offen, ohne Hehl. Siebzig Minuten sitzen sie nun an der Tafel.

Van der Bloos erhebt sich. Alles lauscht. Die vom appigen Essen erschlafenen Mienen beleben sich. Van der Bloos wird reden. Lauernde, laugende, abschätzende Blicke umkreisen seinen Mund.

Groß, breit, wuchtig steht van der Bloos. Ein Niese. Nun ist es spät geworden, und ich muß gehen. Guten Abend, meine Herren!" sagt es breit und bequem und ungezwungen wie in einer Bierstube nach gemüthlichem Trunk, und geht mit seinen wuchtigen Schritten, die auch die biden Läufer nicht mildern können, aus dem Saale.

Kleines offkultes Erlebnis.

Eine wahre Begebenheit.

Von Siegfried von Begead.

1.

Nein, ich will nicht von Geistern und abenteuerlichem Spuk berichten, ich bin nicht hellsehtig, und alles Offkulte und Obskure liegt mir fern. Mein kleines Erlebnis ist im Grunde ganz simpel und harmlos, vielleicht kommt es nur mir sonderbar vor, vielleicht ist alles nur ein alberner Zufall. Aber was ist Zufall? Etwas, was einem „zufällt". Damit ist nichts erklärt. Im Gegenteil: damit beginnt erst das eigentliche Geheimnis.

Doch das führt zu weit. Ich will nur die Tatsachen be-richten, ohne jede Ausschmückung, genau so, wie sich alles wirklich zugetragen hat. Die Auslegung überlasse ich dem Leser.

2.

Es handelt sich um eine Uhr, eine ganz gewöhnliche schwarze Taschenuhr, mit nachts leuchtenden Zeigern und Ziffern. Damals, vor zwanzig Jahren, als ich sie geschenkt bekam, waren die Leucht-Zeiger noch eine Neuigkeit: ich ging in die dunkle Kumpellammer, um dieses Wunder auch am Tage zu bestaunen. Aber nicht deshalb ist mir diese Uhr teuer geworden, und nicht deshalb habe ich sie alle diese Jahre getragen und mir keine schönere und wertvollere angeschafft.

Sondern: sie war das Andenken an einen Menschen, der mir sehr nahe stand und der dann unter furchtbaren Um-ständen sein Leben verlor. Diese kleine schwarze Uhr, die ich täglich in die Hand nahm, die nachts leise tickte und wie ein Glühwürmchen leuchtend neben mir auf dem Nachttisch lag, erinnerte mich immer wieder an jenen Verstorbenen, den ich nie vergessen werde, und dessen Andenken mich wie die Uhr überallhin begleiten wird bis zu meinem eigenen Tode.

Es ist deshalb verständlich, wie unglücklich ich war, als ich in diesem März, — fast genau am Todestag des Verstorbenen, — die Uhr verlor: beim Skilaufen, im tiefen Schnee. Ich trug sie ohne Kette in der Brusttasche und muß sie wohl, als ich nach ihr sah, daneben gesteckt haben, so daß sie in den Schnee fiel. Erst zu Hause angekommen bemerkte ich den Verlust. Alles Suchen half nichts: ich wußte wohl ungefähr den Gang, wo ich zum letztenmal nach der Uhr ge-sehen hatte, aber die genaue Stelle konnte ich nicht angeben. Im metertiefen Schnee, den nachher eine Ski-Horde glatt gespurt und fest getrampeelt hatte, war alles Suchen und Herumstöbern aussichtslos. Auch mußte ich am nächsten Tag fortfahren.

3.

Ich hatte keine Hoffnung, meine geliebte Uhr jemals wiederzubekommen. Trotzdem wollte ich mir keine neue an-schaffen: das kam mir treulos vor, nicht der Uhr, sondern dem Verstorbenen gegenüber. Lieber keine Uhr, als irgend eine selbst gekaufte. Alle Unbequemlichkeit dieses uhrlosen Zustandes erschien mir wie eine gerechte Strafe für meine Fahrlässigkeit. Und immer, wenn ich nach alter Gewohnheit in die Tasche griff oder abends das Rädchen aufziehen wollte, mußte ich an die im Schnee begrabene Uhr denken, die nun schon längst still stand, wie das Herz jenes, der sie mir ge-schenkt hatte.

Es verging ein Monat, ein zweiter. Auf die Dauer war diese Uhrlosigkeit schwer durchzuführen. Da ließ mir ein guter Freund seine zweite Taschenuhr, die Monate lang beim Uhrmacher gelegen hatte und merkwürdigerweise gerade kurz vor meiner Ankunft repariert zurückgekommen war.

Ich ging nun auf folgenden Kompromiß ein: die ge-liebte Uhr wollte ich nicht bei mir tragen, — teils aus Angst, auch sie zu verlieren, aber noch mehr aus einem un-be-stimmten Anhänglichkeitsgefühl für die verlorene Uhr, die ich durch keine neue ersetzen wollte. Aber ich legte sie auf den Schreibtisch, und abends auf den Nachttisch. Ich blieb

...denn über die neue, wenn ich sie auch nicht bei mir
trug. Auch in Kleinigkeiten betrügt man sich selbst: sucht
die Unhänglichkeit an das Verlorene und die Notwendigkeit
des Neuen irgendwie sophistisch mit einander zu vereinen.
Bis ich jetzt...

4.

Bis ich jetzt im Juni von meinem Stilehrer aus dem
kleinen Gebirgsdorf in Borarlberg eine Postkarte erhielt,
daß er meine Uhr in „tadellosem Zustande“ gefunden hätte!
Fast drei Monate hat sie im Schnee gelegen und still vor
sich hin geleuchtet. Dann sind wohl die schokoladenbraunen
Almkühe schnaufend an ihr vorbeigetrampelt, — aber sie
blieb unverfehrt. Und nun werde ich sie bald wieder in
meiner Hand halten...

Aber damit ist die Geschichte noch nicht zu Ende. Das
okkulte Erlebnis kommt noch:

5.

Die geliebene Uhr und die Postkarte mit der freudigen
Nachricht lagen neben einander auf meinem Schreibtisch.
Beim Schlafengehen zog ich wie immer die Uhr auf und legte
sie auf den Nachttisch.

Als ich am nächsten Morgen nach der Uhr sah, zeigte
sie auf zehn Minuten vor zwölf. Hatte ich vergessen, sie auf-
zuziehen? Nein, sie stand still, kein Aufziehen half: die
Feder war gebrochen. Ohne den geringsten äußeren Anlaß:
kein Stoß, kein Fall. Sie war einfach von selbst stehen ge-
blieben und wollte nicht mehr gehen.

Einige Wochen war sie doch ganz ordentlich gelaufen.
Bis zu dem Tag, als die Nachricht von der verlorenen und
wiedergefundenen Uhr ankam: keine Minute länger.

Zufall? Natürlich Zufall. Aber: was ist Zufall?

Durst.

(Aus meiner Abessinienreise.)

Von Harald Spiger.

Bei einem Ritt in die Umgebung der Farm
meines deutschen Gastgebers hatte ich mich in der
Wüste verirrt und war schon zwei Tage und
zwei Nächte ohne einen Tropfen Wasser.

Am dritten Morgen begann die Marter von
neuem; unvermittelt war es wahnsinnig heiß geworden;
der kaum erträgliche Durst setzte wieder ein; die Angst, auf
diese furchtbare Art zu sterben, verwirrte meine ohnehin
schon überreizten Sinne immer mehr.

Und dazu die gräßliche Monotonie der Landschaft: nichts
als riesige verborrte Wiesenflächen, Strauchwerk, hin und
wieder kleine Hügel und — — ausgetrocknete Flußbette.

Kein Wald, kein Wasser!

Aber ein teuflisch und sengender Himmel.

Ich mußte meine ganzen Kräfte zusammenreißern, um
nicht irgendwo apathisch sitzen zu bleiben.

Auch mein Maultier litt nun schon unter schweren Er-
schöpfungszuständen; die trockene Zunge hing ihm weit aus
dem Maulwinkel, die halbgeschlossenen Augen blickten müde
und glanzlos zu Boden, es mußte fortwährend stehen blei-
ben, um zu verschmauchen.

Von da an ging ich lange Strecken neben dem Tier.

Gegen Mittag stiegen wir auf eine mannshohe Kaktus-
insel inmitten einer weiten Grasfläche. Weil die Pflanzen
so feucht ausluden, stach ich mit meinem Messer in eine hin-
ein: sofort floss ein milchiger Saft heraus, den ich gierig
trinken wollte. Im nächsten Augenblick aber spuckte ich ihn
fluchend aus; er schmeckte gallbitter.

In meiner Verzweiflung trat ich wütend gegen die
Kakteen.

Das Maultier schaute mit schiefem Kopf und gespigten
Ohren maßlos erstaunt zu.

Dann verfiel es wieder in gleichgültige Erschlaffung.

Die Sonne glühte infernalisch nieder; mein ganzer
Körper lechzte nach Wasser, Mund und Hals schmerzten vor
Trockenheit.

Ich war zum Umfallen erschöpft, mein Gehirn versagte
bereits den Dienst; bewußtlose Stumpfheit wechselte fort-
während mit fieberhafter Erregung; ich litt an Halluzina-
tionen und Wahnideen; wiederholt glaubte ich Wasser
glühern zu sehen, dann wieder hörte ich deutlich menschliche
Stimmen; und plötzlich bildete ich mir ein, die Sprache
zu verlieren; ich redete unausgesetzt wirres Zeug vor mich
her, um mich meiner Stimme zu vergewissern...

Wir waren auf einem größeren Hügel angelangt, als
ich unter mir drei zif-encähnliche Steinbauten erblickte.

Am ersten Morgen war ich vor Freude getrieben, dann
aber rannte ich wie irrinnig hinunter und — stand vor
einem steinernen Rätsel; die etwa zwei Meter hohen und
oben offenen Mauern umschlossen jede einen Grashügel, die
ich durch abgebrochene Stellen sehen konnte.

(Später erfuhr ich, daß es sich um abessinische Gräber
gehandelt hatte.)

Trotz der furchtbaren Enttäuschung gab mir dieses
Menschenwerk doch Mut. Ich ritt, meiner Sinne laun mehr
mächtig, das Tal weiter und stieß plötzlich auf einen kleinen
Pfad. Er zeigte frische Fußspuren!

Die Hoffnung, endlich Menschen zu erreichen, elektri-
sierte mich und peitschte die noch vorhandenen Kräfte auf.
Mit wilden Schlägen trieb ich das Maultier an, das mit
erhobenem Kopf witterte und zuversichtlich schnaubte.

Da machte das enge Tal eine Biegung, wurde weit und
— vor mir auf einer Anhöhe standen drei Tofuls, die
kegelförmigen Hütten der Abessinier, mit hohem Strohdach
und niederem Holzunterbau.

Ich fiel förmlich vom Sattel und leuchte halb kriechend,
wie ein gieriges Tier, hinauf.

Endlich erreichte ich die erste Hütte, stürzte hinein und
— — fand sie leer, verlassen!!

Ich brüllte auf und taumelte zur nächsten; leer!!!

Als ich zur letzten Hütte wandte, kam ein altes ver-
runzeltes, nur mit einem Lendentuch bekleidetes Weib her-
aus, das bei meinem Anblick entsetzt aufstrebte, mit den
dürren Armen wild gestikulierende und laut heulend davon-
rannte. Gleich darauf tauchten zwei Männer hinter der
Hütte auf, halb ängstlich, halb angriffs-lustig auf mich zu-
kommend.

Ich sank vor ihnen ins Gras und hauchte: „Mai! Mai!“
(Wasser).

Sie begriffen die Harmlosigkeit meiner Verfassung und
brachten mir einen großen Krug mit schmutzigem, lauem
Wasser.

Und ich trank, trank und — — schlief sofort ein...

Am nächsten Morgen führten sie mich zu der Farm
meines Gastgebers, die wir erst spät in der Nacht erreichten.

Mein Maultier trabte wieder gestärkt und zufrieden
des Weges.

Ephraim, mein braver schwarzer Diener, wäre vor
Angst um mich beinahe gestorben. Er hatte mich sehr gerne.
Ich ihn auch.

Welt u. Wissen

* Wie groß ist ein Stäubchen? Ein Feind, dem wir allzu
wenig Beachtung schenken, obwohl wir fast immer von ihm
umgeben sind, ist der Staub. Er ist allgegenwärtig, setzt sich
in unsern Kleidern fest, mögen sie auch noch so gut geklopft
werden, dringt in die Poren unserer Haut und läßt sich nie
ganz austrotten. Da er sich schwebend in der Luft erhält, ge-
langt er beim Atemholen in unsere Luftröhre und Lungen,
wo er als graue oder braune Masse sich ablagert, und mag
sich der Körper noch so sehr dagegen wehren, — wir werden
ihn nie völlig los. Um diesen Feind genau kennen zu lernen,
bedarf es eines guten Mikroskopes. Betrachten wir ihn mit
diesem Hilfsmittel, so finden wir, wie G. Billwod in der
Leipziger „Illustrierten Zeitung“ ausführt, an den Haaren
eines Teppichs winzige Teilchen in unübersehbarer Menge.
Der größere Staub, der sich hier ansammelt, besteht aus
feinen Sandkörnern, aus Schmutzpartikeln, die wir mit
unsern Schuhen in die Wohnung bringen, aus Lederteilchen,
Kohle- und Aschestäubchen usw. Der feinste Staub aber er-
hebt sich in die Luft und ist so winzig, daß wir uns kaum
eine Vorstellung von ihm machen können. Die bei mittlerer
Vergrößerung sichtbaren kleinsten Teile des Flugstaubs, die
sich auf unsern Möbeln niederlassen, messen eineinhalb
Tausendstel Millimeter; die „größeren“ bringen es auf etwa
ein Zehntel Millimeter. In der Bekämpfung dieses Aller-
weltfeindes hat man in letzter Zeit große Fortschritte ge-
macht. Die Waffe, die in diesem Krieg am wirksamsten ist,
ist der Staubsauger. In den meisten Haushaltungen, die
einen solchen Apparat besitzen, wird er nur zum Reinigen
der Teppiche und des Bodens, vielleicht auch der Vorhänge,
benutzt. Aber man sollte ihn auch für die Staubentfernung
an Kleidern, Betten, Stoffen aller Art verwenden. Das
Bürsten und Klopfen, das noch allgemein üblich ist, wirkt
höchst unhygienisch, da es nur der Staubaufwirbelung dient.